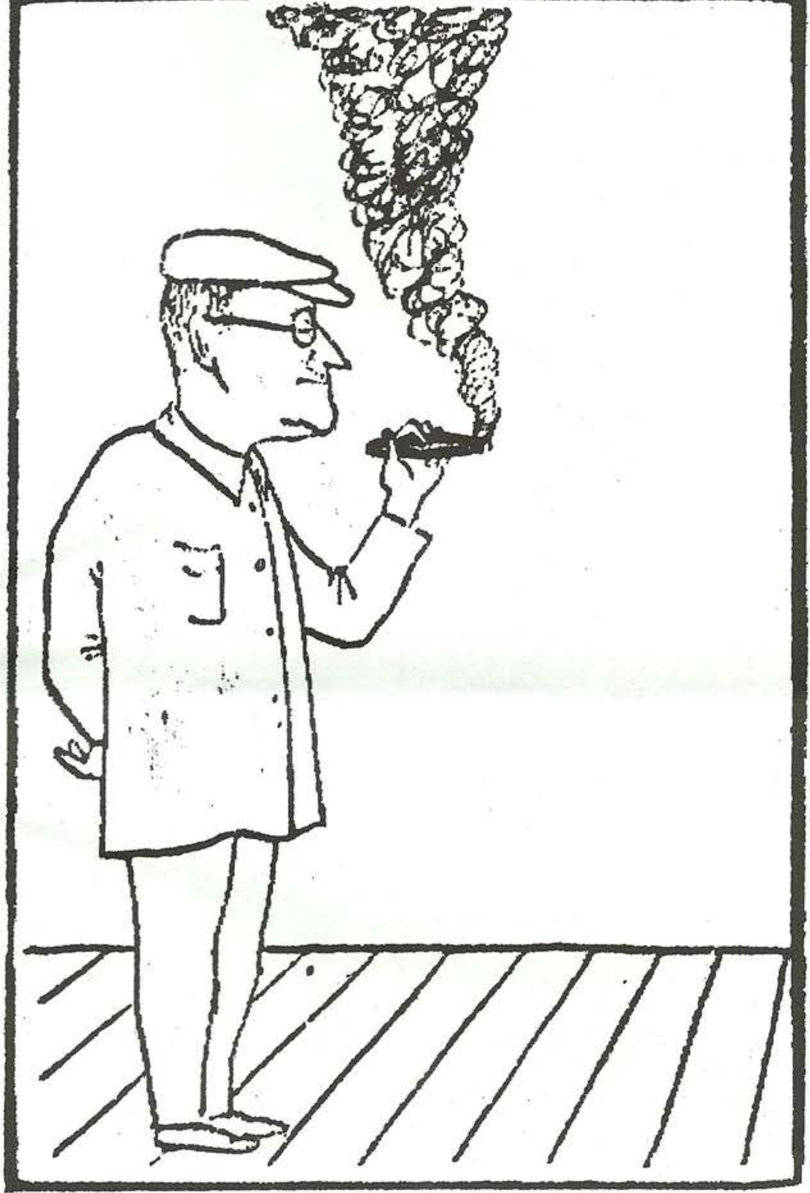
Nr. 33 März 1998

STUDIENBIBLIOTHEK INFO

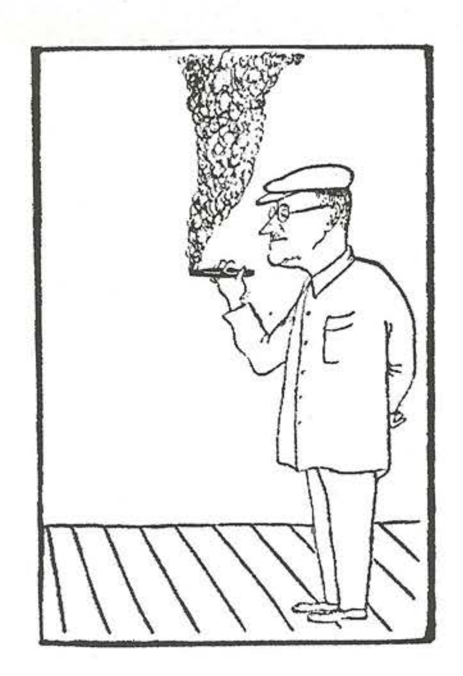
Bulletin der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung



Karikatur von Elisabeth Shaw, einer langjährigen Mitarbeiterin Brechts

Bertolt Brecht

10.2.1898 - 14.8.1956



«Manche, ins Wasser gefallen, erreichen spielend das Flussufer
Andere mit Mühe und wieder andere gar nicht.
Dem Fluss ist das gleichgültig.
Du musst das Flussufer erreichen.
Wisse: niemand ausser dir kann es von dir verlangen, dass du lebst.»

«Unsere Niederlagen nämlich beweisen nichts...» (Bertolt Brecht)

Dieses Heft beginnt mit einer traurigen Mitteilung. Nicht über den armen B.B., wie man aufgrund des Titels glauben könnte. Nein, es geht auch diesmal um die Pinkus Genossenschaft.

Nach Umzug, Verkauf der Russischabteilung und Schliessung der Auslieferung, alles im letzten Quartal 1997, steht die Genossenschaft nun vor ihrem wirtschaftlichen Ende. Die Buchhandlung muss schliessen. Die Gründe, die dazu geführt haben, sind mannigfaltig. Uns als Stiftung Studienbibliothek, die selbst grosse finanzielle Probleme hat, ist es nicht möglich, die Genossenschaft materiell zu unterstützen. Wir bitten aber alle, denen wie uns finanzielle Nachteile entstanden sind, mit dieser Situation solidarisch umzugehen. Die Niederlage braucht mehr Freunde als der Erfolg.

Fünfzig Jahre ist es her, dass Bertolt Brecht während seines Aufenthalts in Zürich bei Pinkus im Antiquariat die Original-Protokolle der Pariser Kommune fand. Ihre Lektüre beeinflusste erheblich seine Arbeit an «Die Tage der Commune», ein Stück, das nicht mehr zu seinen Lebzeiten aufgeführt wurde. Für das Studienbibliothek-Info haben Werner Mittenzwei und Gustav Huonker Beiträge verfasst. Allen, die noch etwas mehr über Brecht in Zürich in den Jahren 1948/49 erfahren möchten, empfehlen wir die Seiten in C.F. Vaucher: *Aus meiner linken Schublade.* Erzählungen eines Lebens mit Zwischentexten von Peter Kamber. Rotpunktverlag Zürich 1996. Das Buch ist in der Studienbibliothek erhältlich.

Schon öfters haben wir im Info berichtet, dass in der Studienbibliothek zahlreiche Nachlässe ihren Platz gefunden haben. Trotz unserer bescheidenen personellen Ausstattung bemühen wir uns, diese zu erschliessen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Meist handelt es sich um Menschen, die bereits in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts politisch gewirkt haben und fast immer sind es Männer. Der Nachlass von Christel Neusüß stellt so in unserem Bestand in mehrfacher Hinsicht eine Besonderheit dar. Die beiden Artikel in diesem Heft erinnern an eine Frau und Wissenschaftlerin, deren Buch die «Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder die Genossin Rosa Luxemburg bringt alles durcheinander» zum (Wieder-)Lesen empfohlen sei.

Im letzten Heft haben wir auf das internationale Colloquium: «Les Brigades internationales. Entre solidarité revolutionaire et politique du Komintern.» an der Universität Lausanne hingewiesen. Hans Landauer, Brigadist im Spanischen Bürgerkrieg und heute Mitarbeiter des Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands in Wien, hat am Colloquiums teilgenommen und fürs Info eine persönliche Einschätzung geschrieben.

Brigitte Walz-Richter

Einladung zum

Rundgang im Friedhof Sihlfeld mit Trudi Weinhandl

Sonntag, 3. Mai, 7. Juni, 5. Juli, 2. August, 6. September, 4. Oktober 1998
Besammlung: 17.00 Uhr an der Alten Hauptporte, Ämtler-/Zypressenstr.
Dauer: ca. 70 Minuten
Unkostenbeitrag: Fr. 5.-

Der Dichter und die verlorene Hoffnung

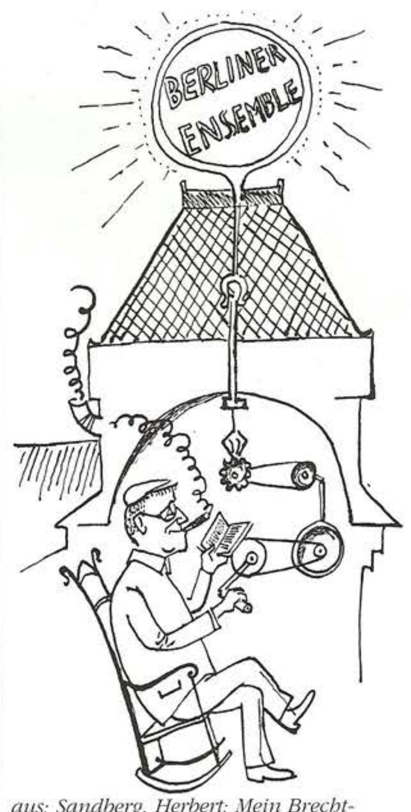
zum 100. Geburtstag von Bertolt Brecht

Dass sein Werk von Dauer sein werde, darüber war er schon überzeugt, als nur der Kreis seiner Freunde und noch nicht das grosse Publikum seine Stücke und Gedichte kannte. Als junger Mann stellte er sich 1917 in die leer geräumte Nische des Augsburger Stadttheaters und liess sich als neuer Schiller fotografieren. Zweiundzwanzig Jahre alt war er, als er den Satz schrieb: «Vierzig Jahre, mein Werk ist der Abgesang des Jahrtausends». Was bei seinem damals schmalen, weitgehend unbekannten Werk wie jugendlicher Grössenwahn klingt, macht heute eher nachdenklich. Der Satz ist aus der Lust am Untergang geschrieben; denn weiter heisst er: «Ich habe die Liebe zu den Untergehenden und die Lust an ihrem Untergang.»[1] Später bezog er den Untergang nur auf die Klasse, aus der er kam.

Urteilt man über die Kunst, verstärkt sich heute der Eindruck, dass in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Literatur und Kunstentwicklung in den europäischen Ländern hinter dem grossen Ansatz in der ersten Hälfte zurückgeblieben ist. Kein Untergang, aber ein Rückgang. Das grosse Versprechen der Moderne hat sich nicht erfüllt. Beschäftigt mit den gegenwärtigen Bucherfolgen, hat die Kritik diese Einsicht verdrängt oder gar nicht wahrgenommen, so dass sie eher von Historikern ausgesprochen wird, die mit den Bilanzen der Jahrhunderte beschäftigt sind, wie zum Beispiel Eric Hobsbawm. So bildet Brecht mit seinem Werk und das einiger seiner Zeitgenossen vielleicht doch den «Abgesang des Jahrtausend».

Brecht hinterliess ein äusserst vielfältiges Werk. Es ist müssig, darüber zu streiten, ob der Dramatiker oder der Lyriker bedeutender ist. Das Theater, der uralte Spass der Menschheit, bevorzugt immer Moden und macht Moden. Dabei kann es Dramatiker von Rang eine lange Zeit übersehen und sie doch nicht aus ihrem unverlierbaren Besitz entlassen. In einigen Ländern wurde Shakespeare über ein Jahrhundert kaum aufgeführt. Dennoch blieb sein Werk lebendig. Was beweist es schon, wenn Brecht nach 1998 in den Stadt- und Staatstheatern kaum berücksichtigt werden sollte?

Für die Bühnen lieferte Brecht Stücke ganz verschiedenen Typs, und zwar in ästhetischer wie gedanklicher Hinsicht. Sein marxistisches Weltbild setzte ihm gelegentlich Schranken, verführte ihn zu Irrtümern, aber lenkte ihn auch auf die grossen menschlichen Existenzprobleme dieses Jahrhunderts. Das stets gültige Thema «Wie soll der Mensch leben?» war immer auch ein Thema. In seinen Stücken gibt es das ökonomische wie das ökologische Problem, die Irrfahrten des Geistes mit der Lust am Untergang und den Höhenflug der Utopie mit seinen Hoffnungen, zu neuen Küsten zu gelangen. Für das fand er eine unverwechselbare Diktion, die Prägnanz von Inschriften, die den Eindruck wecken, als seien sie für die bestimmt, die nach uns kommen, damit sie sich ein Bild darüber machen können, warum die Menschen gelebt, gekämpft, geirrt und gelitten haben.



aus: Sandberg, Herbert: Mein Brecht-Skizzenbuch, Aufbau Verlag 1967

Auf der Höhe seiner Kunst kennzeichnete er seine Stücke als episch, einer nichtaristotelischen Dramatik zugehörig. Auch mit dieser Kennzeichnung machte er seinen Anspruch deutlich. Obwohl er sich damit gegen den zeitgenössischen Zustand des Theaters wandte, gab er vor, eine seit zweitausend Jahren übliche Praxis abzulösen. Über seine Theatertheorie wurde noch vor Jahrzehnten erregt gestritten, heute wird sie mit Gelassenheit, ja als Marotte hingenommen. Dabei war das, was er einbrachte, weder eine der schnell verblichenen Neuerungen der Avantgarde, noch eine theaterfremde Zutat, sondern der methodische Versuch, den Fundus der Theatermittel vor dem Verschleiss, vor dem, wie er sagte, «eintheatern» zu bewahren.

Heute, wo die Beherrschung der Brechtschen Kunstmittel schon wieder eine Seltenheit geworden ist, gliedern sich die von ihm entdeckten Möglichkeiten organisch in die Vielfalt des Welttheaters ein. Brecht der Neuerer, ist kein avantgardistischer Aussenseiter geblieben, der sich nur beim Niederreissen des Alten bewährt, aber nicht in die Rangliste der Ewigbesten eingeht. Desshalb passt Brecht auch in keine der verschiedenen Moderneauffassungen. Will man die einzigartige Position Brechts innerhalb der Richtungskonstellation des 20. Jahrhunderts

auf einen Nenner bringen, dann besteht sie darin, dass er Elemente der Avantgardebewegung übernahm, sich zugleich in seinen methodischen Grundlagen deutlich von der Moderne abhob, aber auch nicht vom traditionellen Theater vereinnahmen liess. Das hat ihn in eine schwierige Position gebracht, die seinem Werk jedoch Dauer verlieh.

Von den bedeutenden Dichtern dieses Jahrhunderts unterscheidet sich Brecht dadurch, dass er sein Werk innerhalb einer neuen Denkkultur ansiedelte. Mehr als politische Überlegungen hat diese von ihm in einer langen Zeitspanne entwickelte Denkweise seine Haltung und seinen Standort bestimmt. Auch den Standort DDR. Dass er zur DDR gehalten hat, heisst nicht, dass er mit ihrer Kulturpolitik einverstanden gewesen wäre. Brechts Verhältnis zur DDR darzustellen, war in früheren Jahren eine Notwendigkeit. Das bedeutete im zweigeteilten Deutschland immer zugleich eine Polemik, die von dem Standort abhing, von dem aus sie geschrieben wurde. Brecht kehrte mit Vorstellungen aus der Emigration zurück, für die es in der Nachkriegszeit keine Entfaltungsmöglichkeiten gab. Eine Konzeption, die den sich überstürzenden Ereignissen nach 1945 angemessen gewesen wäre, besass er nicht. Aus der Sicht von heute nimmt sich seine dialektische Denkkultur eher utopisch aus. Sie sollte nach seiner Auffassung im Laufe der Zeit zu einer Gefühlssache werden, die die Menschen bewog, es als ganz natürlich anzusehen, die Widersprüche, in die sie verstrickt waren öffentlich zu diskutieren. Das elementar selbstsüchtige Verlangen der Menschen werde sie, so meinte Brecht, ihr Schicksal schon meistern lassen. Weder in dem westlichen Demokratieverständnis noch in den Sozialismus-Vorstellungen der DDR-Regierung sah er eine Lösung. Ihm schwebte eine Gesellschaft vor, die sich daran messen liess, wie sie menschliche Produktivität und nicht nur ökonomische Effektivität entwickelt. In den beiden deutschen Staaten, so konträr ihre

Mutter Courage



Entwicklungen auch verliefen, sah er keine Möglichkeiten, seine Vorstellungen zu verwirklichen. Aber was in der DDR erstrebt wurde, beachtete er als einen Ausgangspunkt zu dem, was er wollte und wünschte.

Der Westen warf ihm vor, er verhalte sich opportunistisch gegenüber der DDR-Regierung. Doch das kennzeichnet nicht seine Haltung. Die Erfahrungen seines Lebens im 20. Jahrhundert lehrten ihn, nichts sei schwerer zu machen, als die Umwälzung der Besitzverhältnisse, die Herstellung, wie er formulierte, der «grossen Ordnung», der «grossen Produktion». Diesen Zustand zu seiner Lebzeit in einem Teil der Welt zu erreichen, darauf basierte seine vielleicht übertriebene Hoffnung. Dass sich über diese «neue Ordnung» ein Überbau der Repression, der geistigen Unfreiheit, der sinnlosen Vorschriften für die Künste wölbte, hielt er reparabel, für ablösbar; nicht zu jeder Zeit, doch im Laufe der Zeit. Als Brecht heimkehrte, sah er die Misere der Deutschen darin, dass sie eine Revolution geschenkt bekamen, aber nichts damit anzufangen wussten. «... nur wenige stehen auf dem Standpunkt, dass ein befohlener Sozialismus besser ist, als gar keiner.»[2] Diese Worte waren an die deutschen Arbeiter gerichtet, denen er vorhielt, ihre Chancen nach 1945 nicht wahrzunehmen. Während des Krieges hatte er die Arbeiterklasse verteidigt, wenn die Intellektuellen im USA-Exil sich fragten, warum ertragen die Arbeiter Hitler noch, obwohl der doch sichtbar am Ende ist. Dabei schaute er selber erwartungsvoll auf die Reaktion der deutschen Arbeiter. «Immer noch nichts aus Oberschlesien über die Haltung der Arbeiter,»[3] vermerkte er in seinem «Journal». Aber als am 17. Juni 1953 die Arbeiter keine eigenen Forderungen aufstellten, sondern die Lösungen der anderen Seite übernahmen, sah er diese Klasse in ihrem depraviertesten Zustand, verworren, kraftlos. Er meinte, sie habe sich von ihrer 1933 erlittenen Niederlage nicht wieder erholt.

Seine Hoffnungen setzte er auf die Widersprüche, mit deren Entfaltung die Bedingungen geschaffen würden, die Gesellschaft zu verändern. Natürlich erkennen wir heute viel Utopie in Brechts Denken. Trotzdem bleibt er mit seinem Rat, auf nichts mehr zu bauen als auf die Widersprüche, der

nüchterne brauchbare Dichter am Ausgang des Jahrtausends. Meine 1986 erschienene Brecht-Biographie schloss ich mit dem Satz: «Die Welträtsel werden nicht gelöst, aber wehe der Welt, die die Anstrengungen verweigert, so zu leben, als könne man sie lösen.»[4] Auch heute bleibt das die einzige Hoffnung.

Werner Mittenzwei, Berlin

[1] Bertolt Brecht. Journale I. Grosse kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Berlin und Weimar/Frankfurt am Main 1994. Bd. 26. S. 116.

[2] Bertolt Brecht. Journale 2. A. a. O. Bd. 27. S. 285.

[3] Ebenda. S. 219.

[4] Werner Mittenzwei. Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit den Welträtseln. Bd. 2. Taschenbuchausgabe. Berlin 1997. S. 667.

Der in der Nähe von Berlin lebende Literaturwissenschaftler Werner Mittenzwei ist Mitherausgeber der grossen kommentierten Berliner und Frankfurter Bertolt Brecht-Ausgabe, die 30 Bände umfasst. Auf Grund seines fundamentalen Wissens über das Werk Brechts und dessen politischen Hintergründe schuf er eine zweibändige Brecht-Biographie, die sowohl im Osten wie im Westen viel Aufsehen erregte.

Werner Mittenzwei hat mit seinen Arbeiten auch in der Schweiz erhebliches Echo gedunden, so mit dem Buch «Exil in der Schweiz» (1978 und 1981), in dem er mit grossem Einfühlungsvermögen und Sachkenntnis über die Aufnahme rassisch und politisch Verfolgter in der Schweiz während der Jahre 1933–1945 berichtet. Angeregt durch diese Arbeit und die dabei gewonnenen Erkenntnisse und recherchierten Fakten schrieb er eine Geschichte des Zürcher Schauspielhauses (1979) während dieser 12 Jahre, die den Untertitel «Deutsches Theater im Exil» trägt. Bei seinen Recherchen in Zürich traf er den aus Argentinien in die Schweiz zurückgekehrten, antifaschistischen «Gebrauchsgrafiker» Clemens Moreau, desssen Leben und Wirken er in einem eindrücklichen Bildband festhielt.

Zu erwähnen wäre noch, dass es Werner Mittenzwei in der DDR durchsetzte, dass Arbeiten des in Ungnade gefallenen, umstrittenen ungarischen Literaturwissenschaftlers Georg Lukacs wieder erscheinen durften.

Otto Böni

Brecht und Zürich

1941 – 1943

Mitten im Zweiten Weltkrieg war das Schauspielhaus mit drei Uraufführungen die Brechtbühne: «Mutter Courage», Titelrolle Therese Giehse, Regie Leopold Lindtberg, am 19. April 1941, mit neun weiteren Aufführungen; «Der gute Mensch von Sezuan» mit Maria Becker in der Hauptrolle am 4. Februar 1943 (19 weitere Vorstellungen) und am 9. September desselben Jahres «Leben des Galilei» mit Leopold Steckel (11mal nachgespielt), Inszenierung in beiden Fällen Leopold Steckel. Nachdem in der Folge noch zwei weitere Werke des Stückeschreibers erstmals im Schauspielhaus gegeben wurden, steht das Pfauentheater an der Spitze der Uraufführungen im Schaffen Brechts: Am 5. Juni 1948 kam es zur vierten Brechturaufführung – Kurt Hirschfeld inszenierte «Herr Puntila und sein Knecht» mit Steckel und Knuth; die fünfte fand erst Jahre nach des Dichters Tod, am 5. Februar 1969 statt: «Turandot oder Der Kongress des Weisswäschers» in der Inszenierung von Benno Besson und Horst Sagert.

1948 / 49

Die «Puntila»-Première sieht Brecht selber in Zürich. Er ist nicht nur Zuschauer – er war auch Regisseur. Aus Rücksicht auf die Fremdenpolizei durfte damals nur Hirschfelds Name im Programmheft gedruckt werden! Vom November 1947 bis Oktober des folgenden Jahres und vom Februar bis Mai 1949 findet Brechts zweite – die persönliche Begegnung mit Zürich statt. Er ist auf dem Heimweg aus dem amerikanischen Exil. «Heim» heisst für ihn Deutschland; aber von Zürich aus will er sich vorerst die Verbindung zu den Theatern im gesamten deutschen Sprachgebiet sichern.

Zürich und Feldmeilen (nicht Herrliberg oder gar «Züriberg», wie in einigen Büchern über Brecht zu lesen ist) waren Station zwischen Exil und den Jahren am Berliner Ensemble. Er arbeitete damals mit dem Bühnenbildner und Jugendfreund Caspar Neher am «Antigone»-Modell für Chur – die dortige Uraufführung am 15. Februar 1948 war ein mässiger Erfolg. In Zürich ist er auf den Proben für «Puntila», vermutlich mit gemischten Gefühlen, denn der Besuch einiger Aufführungen am Schauspielhaus lässt ihn dort «nur Trümmer der Schauspielkunst» sehen! Er lernt aber auch den Westschweizer Benno Besson näher kennen, der später sein wichtigster Schüler wurde, findet Zeit zu einer Lesung im Volkshaus mit Helene Weigel und Therese Giehse zusammen und vollendet das «Kleine Organon für das Theater», seine wichtigste theatertheoretische Schrift. Er fährt an die Basler Fasnacht, die ihn hell begeistert und lässt sich von Max Frisch in Zürich kommunale Wohnsiedlungen zeigen, die ihn weniger begeistern, wie ein massiver Kommentar im Arbeitsjournal vom 11. Juni 1948 verrät (siehe Kästchen). Die städtische Einwohnerkontrolle stellt fest: Wegzug Mitte Mai 1949 ohne Abmeldung nach Berlin.

Brecht hielt in Zürich auch in politischer Beziehung die Augen offen. Am 19. August 1948 notiert er bissig zum Klima des Kalten Krieges: «Die Wirkung der bürgerlichen Propaganda hier ist überwältigend, viele wissen, dass sie lügenhaft ist, aber schliesslich sind Lügen nur verdrehte Wahrheiten... Selbst jene, welche die USSR als sozialistischen Staat ansehen und für Sozialismus sind, scheinen ihre führenden Männer mit einem jener Gangs von Verbrechern zu vergleichen, deren sich gewisse amerikanische Gewerkschaften im Kampf gegen die Unternehmer bedienen – nicht ohne selber von ihnen geschröpft und tyrannisiert zu werden... Das Bürgertum schäumt über die Lage der Erniedrigten und Beleidigten – in der Sowjetunion... Ein Appell zur Objektivität zieht einem den Verdacht zu, man sei Stalinagent...»

Gustav Huonker, Zürich



Brecht und Frisch auf der Baustelle des Schwimmbads Letzigraben, Zürich. Foto Max Frisch-Archiv, Zürich

> «Frisch führt mich durch städtische Siedlungen mit Drei- oder Vierzimmerwohnungen in riesigen häuserblöcken. häuserfronten zur sonne gewendet, zwischen den häusern ein bisschen grün, im innern 'komfort' (badewanne, elektrische kochöfen), aber alles winzig, es sind gefängniszellen, räumchen zur wiederherstellung der ware arbeitskraft, verbesserte slums. frisch zeigt uns dann die baustätte eines grossen städtischen schwimmbades, das er für die stadt baut. man sieht noch mit vergnügen den plan, den der bau dann austilgt. diese riesenbassins für tausende machen übrigens das hauspostillengedicht vom «Schwimmen in Flüssen und Teichen» schon zur historischen reminiszenz.»

Christel Neusüß: «Eine Heilung der Seele zum Tod»



Foto privat 1985

In wenigen Tagen sind zehn Jahre vergangen, seit Christel Neusüß, die Autorin und Professorin für Politische Wirtschaftslehre an der Fachhochschule für Wirtschaft, in Berlin gestorben ist. Am Ostersamstag des 2. April 1988 hat ein Krebsleiden zu ihrem frühen Tod geführt. Zur Vollendung ihres 51. Lebensjahres hat es gerade nicht mehr gerreicht: ihr Geburtstag wäre am 12. Mai gewesen. Viele Menschen aus ihrem engeren und weiteren Umkreis waren sehr betroffen über den plötzlichen, wenn auch nicht unerwarteten Verlust dieser Persönlichkeit, die stets geduldig in ihrer Ungeduld, beharrlich in ihren Zielen, aber heiter nach jedem Streit gewesen sei. Die meist persönlichen Worte der zahlreichen Todesanzeigen und Nachrufe lassen erkennen, wie gross die menschliche und fachliche Lücke war, die Christel Neusüß hinterlassen hat. Ihr beinahe grenzenloses Engagement für eine Sache, von der sie überzeugt war, gepaart mit ihrer stetigen Lust zur kritischen Reflexion, wie auch zu emotional geführten Disputen: dies alles bleibt jenen unvergessen, die sich von ihrer Energie und Lebendigkeit anstecken liessen und ihre Ausstrahlung stets als beeindruckende Stärke empfunden haben. Es war jene Stärke, die nie Gleichgültigkeit, sondern stets eindeutige Reaktionen provoziert hat. Das war die Konsequenz ihres unbequemen Wesens, immer auf der Suche nach dem Gerechten und Schlüssigen. Sie hat es damit niemandem einfach gemacht, am wenigsten aber sich selbst.

Es ist somit nur folgerichtig, dass sie jede ihrer unterschiedlichen Lebensphasen mit der für sie typischen neugierigen Durchdringung ausgekostet und alle ihre Kräfte dabei eingesetzt hat. Diese Disposition zeigt sich bereits deutlich in ihrer Jugendzeit. Geboren 1937 als Christel Hergenhahn in Limburg/Lahn, wächst sie zusammen mit zwei Brüdern und der jüngeren Schwester Gertrud in strenger katholischer Erziehung einer Beamtenfamilie in Frankenberg/Eder und in Bad Schwalbach bei Wiesbaden auf. Diese bildet die Grundlage ihrer eigenen Religiosität, die Teile der

Jugendjahre mitprägen. Damals schlummert ihr oppositionelles Wesen noch in Wartestellung. Es ist ihre Schwester, die sich primär gegen den strengen und harten Vater zur Wehr setzt, während Christel ihn gewähren lässt. Mit ihrer Schwester wird sie all die Jahre bis zum Tod eine innige, wenn auch von Gegensätzlichkeiten nicht freie Beziehung verbinden. Auch das Verhältnis zur Mutter bleibt sehr eng, während jenes zu ihrem Vater, der wenige Monate vor ihr stirbt, zeitlebens belastet ist.

Als sie im Jahre 1959 beginnt, politische Wirtschatslehre, Soziologie, Geschichte und Germanistik zu studieren, löst sich die junge Frau von den erzieherischen Einflüssen ihres Elternhauses und ihrem christlichen Glauben und entwickelt statt dessen immer stärker ein politisches Bewusstsein. Mit weiteren Schritten auf dem Weg zu einer akademischen Laufbahn (1963 Abschluss des ersten Studiums, 1964–66 zusätzliches Studium der Volkswirtschaftslehre und der politischen Ökonomie, ab 1967 wissenschaftliche Assistentin am Institut für politische Wissenschaften der Universität Erlangen) bildet sich bei ihr eine immer stärker werdende Tendenz ab: die Auseinandersetzung mit der Theorie des Marxismus und mit Karl Marx, den sie Jahre später als ihren «Zweitvater» bezeichnen wird. Die Zeit ist reif dafür. Überall flammen die Studentenrevolten auf. Ab 1968 beginnt jene Phase nach der Trennung von ihrem Ehemann, dem Wirtschaftswissenschafter Arnhelm Neusüß, den sie 1964 geheiratet hatte, in der sie zusammen mit ihrem neuen Partner Elmar Altvater aktiv die Proteste und Aktionen der Studentenschaft mitträgt. Die beiden gelten in Kommilitonen-Kreisen bald als theoretisch versiertes «Ideal-Paar», als Kader der Bewegung, die Vorträge halten und sich an diversen Podiumsdiskussionen beteiligen.

Berlin wird der neue Wohn- und Arbeitsort ab 1971. Hier widmet sich Christel Neusüß ihrer Dissertation über den Imperialismus und die Weltmarktbewegung des Kapitals, die sie ein Jahr später mit Auszeichnung zum Abschluss bringt. Gleichzeitig arbeitet sie an den von Elmar Altvater mitbegründeten Prokla-Heften mit und liefert in der ersten Sondernummer vom Juni 1971 zusammen mit Wolfgang Müller sogleich einen furoremachenden Aufsatz mit dem Titel «Die Sozialstaatsillusion und der Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital», der ihren Namen in Kreisen eines interessierten Publikums bekannter werden lässt. Zwischen 1972 und 1974 ist sie dann als Assistenzprofessorin an der Freien Universität tätig, um danach als eine der ersten Frauen überhaupt jene berufliche Aufgabe wahrzunehmen, die sie bis kurz vor ihrem Tod immer kämpferisch und lebendig erfüllen wird: als Professorin für Politische Wirtschaftslehre an der Fachhochschule für Wirtschaft (FHW). Neben ihrer Lehrtätigkeit sind es die Bereiche ihrer weit gespannten Forschungsgebiete, denen sie sich mit grossem Interesse zuwendet. Themen der Bürokratie, des Sozialstaates, des Weltmarktes und der politischen Ökonomie bilden dabei den thematischen Schwerpunkt zu Beginn ihrer Berufung. Mitte der 70er Jahre sind es Probleme der Gewerkschaftsbewegung, und einige Jahre später die Wohnungspolitik und vor allem die wohnungspolitische Rolle der Gewerkschaften rund um die Hausbesetzerkonflikte in Berlin. Gegen Ende ihres Lebens findet eine innere Wandlung statt. Diese führt sie, neben ihrem Buch über Rosa Luxemburg, stärker zur Frauenbewegung hin und zur radikalen Auseinandersetzung mit Tschernobyl, jenem Reaktorunglück von 1986, dessen Folgen ihre Sicht auf die Welt entscheidend pessimistischer werden lassen.

Christel Neusüß' kämpferische Natur findet jedenfalls zu Beginn der 80er Jahre einen neuen Höhepunkt, als in Berlin die Wohnungsnot grassiert und die Spannungen zwischen Hausbesetzern und der Staatsgewalt immer stärker in offene Konflikte ausbrechen. Im Dezember 1980 finden erste schwere Krawalle statt, im folgenden Jahr eskaliert der Kampf um billigen Wohnraum weiter und führt im September 1981, nach einer provokativen Räumungsaktion des bürgerlichen Senats, zu einem Todesopfer und ganze Nächte dauernde Strassenschlachten zwischen Besetzern und der Polizei. Christel Neusüß operiert als 2. Vorsitzende der Fachgruppe Hochschulen der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) und unterstützt energisch alle Bestrebungen, einmal besetzte Häuser vertraglich zu legalisieren, um sie damit – zumindest vorläufig – der Räumungsgefahr zu entziehen. Eine Möglichkeit bietet sich dabei in Form von Patenschaften, von der zahlreiche Exponenten des linken politischen Spektrums gebrauch machen. Zur wichtigen publizistischen Plattform der Bewegung entwickelt sich die noch junge berliner Tageszeitung (taz), für die auch Christel Neusüß Artikel verfasst. Im Kreuzfeuer ihrer Kritik an der verfehlten Berliner Wohnungspolitik steht jeweils der CDU-Senat und das zwielichtige gewerkschaftseigene Wohnungsbau-Unternehmen «Neue Heimat». Der Ruf dieses Konzerns, der sich weniger der Gemeinnützigkeit denn der Bauspekulation verschrieben hat, führt im Verlauf der Konflikte zu zahlreichen Besetzungen eben dieser Objekte. Nur wenige Monate später aber gerät die «Neue Heimat» aufgrund schwerer Verfehlungen in finanzielle Schwierigkeiten, die den entgültigen Zusammenbruch nicht mehr verhindern können. Christel Neusüß nimmt diesen skandalösen Vorfall zum Gegenstand einer 1983 erscheinenden Publikation.

Nach dieser politisch turbulenten Phase beginnt Christel Neusüß sich neu zu orientieren. Ihre fast uneingeschränkte marxistische Gläubigkeit erleidet Risse und bricht auf, ein Unwille gegenüber ihrem «Zweitvater» Marx macht sich breit. Diese Emanziptation weist beinahe analoge Züge zu jener Zeit auf, als sie sich von ihrem christlichen Glauben zu lösen begann. Das Interesse an förmlicher Wissenschaft schwindet langsam dahin. Ihre Optik ändert die Richtung: über sich selbst schreiben wird für sie zur Herzensanglegenheit. Das 1985 im Verlag Rasch und Röhring erscheinende Buch «Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander» gibt Zeugnis dieser späten undogmatischen Selbstbespiegelung. Auch der Sprachduktus ist deutlich subjektiviert, gibt sich spontan «unwissenschaftlich» und wird von einem sprühenden Witz durchzogen. Nicht minder kritisch als früher, entlarvt sie viele Teile der sozialistischen Theorie und Praxis als Produkte einer männlich planenden Kopfwelt, als blinden

Positivismus, in der die Frauenarbeit systematisch an den Rand gedrängt wird. Persönliche Beziehungserfahrungen mit Männern flechtet sie als Veranschaulichung implizit mit ein, vor allem jene bis 1977 dauernde und intensiv gelebte Verbindung mit Elmar Altvater. Dieser Denkansatz findet jedoch kaum eine grössere Anhängerschaft. Strenge Marxisten sind peinlich berührt, andere empfinden die Thematik schlicht unzeitgemäss. Nur im Kreise der Frauenbewegung wird das Buch mit Interesse und Zustimmung rezipiert. Die geringe Resonanz muss sie aber letztendlich enttäuscht haben (siehe auch den Artikel von Maria Mies).

Tschernobyl bringt eine weitere Radikalisierung. Zudem markieren zahlreiche neue Freundschaften mit Aktivistinnen der Frauenbewegung diesen letzten Lebensabschnitt vor ihrer Krebserkrankung, während Männer kaum noch eine Rolle spielen. Ihre Aufsätze nehmen nun immer offensichtlicher den Charakter einer Globalkritik der abendländischen Epoche an, wobei sie hauptsächlich die seelenlos-männliche und nach aussen hin orientierte Welt im Blickfeld hat und die daraus resultierenden, aber von den Männern nicht bewusst wahrgenommenen Destruktionskräfte. Diese Welt der grenzenlosen Beherrschbarkeit konfrontiert sie immer wieder mit jener Arbeitswelt der Frauen in der Familie, die für sie den Inbegriff des Lebens selbst darstellt, weil hier der lebendige Zyklus erhalten geblieben sei. In dem Kernkraftwerk-Unglück findet sie sich weitgehend bestätigt. Doch ihr Lebensmut zerbricht daran. In Berlin finden bald verschiedene Aktionen der Frauenbewegung statt, die weiterhin an die schrecklichen Konsequenzen dieses Unfalls erinnern und ihrer Wut Ausdruck geben wollen. Christel Neusüß kämpft mit, dies Unfassbare dem schleichenden Vergessen zu entreissen und ein radikales Umdenken zu fordern. In dieser Zeit sagt sie einmal, dass sie keine Lust mehr hätte, in einer Welt zu leben, in der nur noch tote Maschinen und maschinenmässige Menschen wären.

Die Krebserkrankung kündigt sich lange im voraus an. Bis sich Christel Neusüß aber für eine ärztliche Untersuchung entscheidet, vergehen Monate. Als sie das ärztliche Ergebnis erfährt, sind die Heilungschancen bereits deutlich geschwunden. In ihrem Kranksein bleibt sie von nun an äusserst ambivalent, schwankt hin und her zwischen Hoffnung und Verzweiflung, Kampf und Resignation. Erstmals erlebt sie nun als Frau, die bisher kaum je Rücksicht auf sich selbst nahm, ein intensives und fast spirituelles Körpergefühl, das mit Hilfe einer speziellen Atmungstechnik sogar die Schmerzen zu lindern vermag. Mit Beginn des Jahres 1988 wird aber deutlich, dass es eine physische Heilung nicht mehr geben kann. Neben ihrer Schwester Gertrud, die sie die ganze Zeit hindurch pflegerisch betreut, sind es einige Freundinnen aus der Frauenbewegung, die ihr immer helfend beistehen und die Pflege der Schwester unterstützen und ergänzen. Christel Neusüß muss dadurch das vertraute Umfeld ihrer Wohnung fast nie mit einem Krankenhausbett vertauschen. Die Methoden der modernen Chemotherapiebehandlung lehnt sie konsequent ab. So wird der langsame und stille Abschied für alle Beteiligten eine reiche Erfahrung und für die Sterbende vielleicht ein Moment des erleichternden Loslösens. Eine ihrer Freundinnen fand dafür an der Beerdigung folgende Worte: «Was für eine Nähe, was für eine Liebe, Zärtlichkeit und Achtung kann unter solchen Bedingungen unter Menschen wachsen. Wie schön kann das Leben sein, wenn der kalte Hauch des Todes nah ist».

Sandro Schaub

In eigener Sache

Die Studienbibliothek hat den 10. Todestag von Christel Neusüß zum Anlass genommen, den seit Jahren in Zürich gelagerte Teil-Nachlass systematisch aufzuarbeiten. Dieses Material ist ab sofort einsehbar und enthält zahlreiche Zeitungs-Artikel, Sachthemen-Papiere und Gewerkschaftsunterlagen. Thematischer Schwerpunkt ist die Wohnungsnot und die Instandbesetzerbewegung zu Beginn der 80er Jahre in Berlin. Aber auch ältere Studentenzeitschriften aus den frühen 70er Jahren gehören dazu. Und – nicht zuletzt – das Original-Manuskript des Rosa Luxemburg-Buches. Zwei weitere Teil-Nachlässe, die bisher im Besitz von Gertrud Hergenhahn in Berlin und Maria Mies in Köln waren, konnte die Studienbibliothek Ende 1997 erwerben. Hier bilden Nachrufe, Aufsätze, verschiedene Briefe sowie ein nie veröffentlichtes Manuskript die wichtigsten Bestandteile. Die Einsichtnahme ist allerdings eingeschränkt.

«Kopfgeburten»: Zur Aktualität eines Buches

Zum 10. Todestag von Christel Neusüß

Für mich ist der Name Christel Neusüß für immer mit dem Namen Rosa Luxemburg verbunden. Sie, die Marxistin, schrieb mir, der Feministin, als ich 1983 einen Artikel in der taz (Tageszeitung) veröffentlicht hatte, in dem ich den Zusammenhang zwischen Patriarchat (Sexismus) Kapitalismus, Kolonialismus (Rassismus) und Krieg dargestellt hatte. Dabei hatte ich mich auf Rosa Luxemburgs «Die Akkumulation des Kapitals» von 1913 bezogen. Christel Neusüß schrieb, dass sie an einem Buch über Rosa Luxemburg arbeite und unsere feministische Kritik an Marx und am Marxismus kennenlernen wollte. Wir trafen uns, wir wurden Freundinnen, wir arbeiteten an vielen Projekten und bei vielen Aktionen zusammen und tauschten gegenseitig unsere Arbeiten aus. Sie schickte mir die einzelnen Kapitel ihres Rosa-Luxemburg-Buches zu, das sie sich in der Zeit eines Freisemesters an der Fachhochschule für Wirtschaft, wo sie lehrte, «von der Seele schrieb».

Die einzelnen Kapitel und später das ganze Buch: *«Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung. Oder: Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander»* (1985) sind Zeugnis davon, dass Christel Neusüß sich die wichtigsten Erkenntnisse des feministischen Ansatzes zu eigen gemacht hatte, nämlich, dass das Persönliche politisch ist, dass alle Theorie bei diesem Persönlichen anfängt, genauer, bei der Praxis der Mütter und dass eine gute, menschen-, frauen-, kinder- und naturfreundliche Wissenschaft und Politik den herrschenden Rationalitäts- und Politikbegriff überwinden muss. Denn dieser Begriff geht vom «Hand-Kopf-Baumeister-Modell» aus, nach dem der lebendige Zusammenhang aufgeteilt werden muss in immer kleinere, voneinander getrennte Einheiten, die vom herrschenden Kopf bearbeitet und hierarchisch organisiert werden müssen zu effizienten Maschinen. Das ist das, was man unter Reduktionismus versteht. Christel Neusüß weist in ihrem Buch nach, dass dieser herrschende Rationalitäts- und Politikbegriff sowohl im Kopf ihres «geistigen Ziehvaters» Karl Marx vorherrschte und seine zentralen Kategorien wie Arbeit, Produktion, Produktivität, Produktivkraftentwicklung, Fortschritt bestimmte, wie auch in den Köpfen der Führer der deutschen Arbeiterbewegung im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert. Diese konnten die gesellschaftliche Veränderung nur als Konsequenz des Fortschritts der Produktivkraftentwicklung, als «maschinisierte Kampftätigkeit der Massen» denken, denn die «Übertragung dieser Darlegungen aus dem Wissenschaftlichen und Militärischen ins Politische bedarf keiner langen Diskussion», so Kautsky.

Christel Neusüß geht ausführlich auf die Massenstreikdebatte zwischen Kautsky, Pannekoek und Rosa Luxemburg ein, in der Kautsky die Genossin immer wieder zurechtweist, *dass sie alles durcheinanderbringe,* den «politischen und ökonomischen-, den Demonstrations- und Zwangsstreik». (Neusüß 1985, S.123). Streiks seien vielmehr strategisch kalkulierte, moderne Kriegszüge, bei denen «die sog. Unteroffiziere ... den Kampf zu leiten haben, (wenn die Offiziere verhaftet sind) ... sie müssen genau wissen, welches unsere Forderungen sind, dürfen nicht zum Rückzug blasen, ehe diese erfüllt sind .... Man müsse zwischen zwei Arten von Strategien unterscheiden: der Angriffs- und der Ermattungsstrategie» (zit. bei Neusüß 1985, S.124). Mit Rosa Luxemburg machte sich Christel Neusüß über Kautsky und die Führer der deutschen Sozialdemokratie lustig, die die

Christel Neusüß
Die Kopfgeburten
der Arbeiterbewegung oder
Die Genossin Luxemburg
bringt alles durcheinander

Rasch und Röhring Verlag
Hamburg–Zürich

«Massen» als blossen sozialen Brei verachteten, der nur von «blossen Instinkten getrieben», unberechenbar sei, «zu Explosionen und Erregungen» neige und zu keinem «positiven Schaffen» fähig sei (Neusüß 1985, S.125). Nach Kautsky fehlt den Massen *der organisierende Kopf*, der die Massen zu Disziplin, Selbstzucht, politischem Denken und Handeln erzieht. Beide, Kautsky und Pannekoek, erwarten die Disziplinierung der Arbeiter-Massen-Männer von der Fabrikarbeit. Deutsche Proletarier seien halt zivilisierter als russische Bauern, auf die sich Rosa Luxemburg immer wieder bezog:

> «Unsere Freundin ... die sonst so scharfsinnige und klare Denkerin hat vergessen, dass wir nicht in Russland, sondern in einem zivilisierten Land leben ...»
> (zit. bei Neusüß 1985, S.127).

Hier Deutschland: die Zivilisation, die Kulturnation, die viele Naturwissenschaftler und Hegel, Marx, Engels und Bebel hervorgebracht hat – dort Russland: die Barbarei, das Zarentum, die primitiven Bauernmassen. Christel Neusüß greift diesen hierarchischen Dualismus zwischen dem «Kopf» (dem Mann, der Kultur, der Zivilisation, dem Fortschritt usw.) und dem «Rest» (den Frauen, ihrem «Unter»-leib, der Natur, der «Barbarei», den Kolonien usw.) von Grund auf an. Sie geht aus von der Fragestellung, was denn ihre Mutter wohl zu dem Marx'schen Arbeitsbegriff sagen würde. Dann nimmt sie sich ihren «geistigen Ziehvater» Marx («Ich war ja eine richtige Marxistin») noch einmal genauer und kritisch vor. Danach studiert sie die deutsche Arbeiterbewegung gewissermassen mit den Augen einer Frau und fragt sich, welche Konsequenzen diese Abspaltung des angeblich «irrationalen Rests» in Bezug auf den Sieg des Faschismus und auf die heutige Sozialstaatskrise hat. Da sind plötzlich sowohl die Hände wie die Köpfe am Ende. Die «Produktivkraftentwicklung» hat sie überflüssig gemacht. Sie hat schon wie Rosa Luxemburg vorausgesehen, dass Gewalt und Krieg das letzte Wort nicht nur des Kapitalismus sondern insgesamt des Hand-Kopf-Baumeister-Modells sind, wenn die Köpfe am Ende sind mit ihrem Latein.

Sie sah und kritisierte auch eindeutig den Allmachtswahn der modernen Naturwissenschaftler und ihre Komplizenschaft mit dem Wachstumszwang des Kapitals. Die Resultate dieser Komplizenschaft wurden 1986 durch Tschernobyl sinnfällig vor Augen geführt. Bei einem ihrer letzten Vorträge «Und die Energie – ist sie endlich oder unendlich?», den sie beim Öko-Institut Freiburg hielt, drückt sie ihre Verzweiflung über eine solche Wissenschaft von omnipotenzsüchtigen Männern aus. Sie suchte nach einer Wissenschaft, die «geboren wird» und «sterben kann».

Christel Neusüß hat dieses Buch nicht als «Kopf»-Frau, sondern als ganze Frau geschrieben. Sie hat ihr Leiden an patriarchalen Männern, an der patriarchalen Wissenschaft und Politik nicht aussen vor gelassen, wie es heute wieder viele Frauen tun, sondern dieses Leiden war ihr Impuls. Aus ihm erstand ihre Hoffnung und ihr Witz. Nach ihrem Tod wurde ihr Werk kaum beachtet. Ihre ehemaligen linken Genossen und Freunde ignorierten es, weil sie sich offen gegen den «Mann Marx» ausgesprochen und sich mit kritischen Feministinnen eingelassen hatte. Linke Frauen, meist beeinflusst von der Kritischen Theorie, konnten mit dem Werk der «ganzen Frau» Christel Neusüß nichts Rechtes anfangen, denn sie bestehen auf der Rettung der aufklärerischen Vernunft und wissen nicht, wie sie von einer kritischen Theorie zu einer kritischen Praxis kommen sollen. Das gilt z.B. für Christiane Krause, die 1992 ein Nachwort für die Neuauflage von Christel Neusüß' Hauptwerk schrieb. Für sie steht Christels «Kritik der ökonomischen Verwertungsstruktur des Kapitals» unverbunden neben ihrer «Kritik an patriarchalen Machtstrukturen». Christel Neusüß würde sagen: «Die Frau hat nichts begriffen».

Aber Tote können sich nicht wehren. Weder gegen die, die sie und ihr Werk als «unaktuell» abtun, noch gegen die, die es für ihre eigene Karriere verwerten, noch gegen die, die es als blosse theoretische Kopfübung missverstehen.

Der Todestag von Christel Neusüß jährt sich am 2. April 1998 zum zehnten Mal. Ich halte ihr Werk gerade heute für hochaktuell. Denn heute, nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus in Russland und Osteuropa fragen viele: Warum musste das geschehen? Christel Neusüß hat diesen Zusammenbruch und den Sieg des globalisierten Kapitalismus nicht mehr erlebt. Doch allen, die eine ernsthafte Antwort auf die obige Frage suchen, kann Christel Neusüß' *«Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung»* die Augen öffnen für die tieferen Zusammenhänge, die zwischen den beiden konkurrierenden Männerbünden bestehen, dem Kapitalismus und dem Sozialismus.

Ich hoffe, dass ihr Buch wieder bald allen zugänglich gemacht wird. Es ist heute, wo «die Hände und die Köpfe am Ende sind» notwendiger denn je.

Literatur:
Christel Neusüß: *Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung, Oder die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander.* 1. Auflage Rasch u. Röhring, Hamburg 1985, Wiederauflage bei Verlag Dirk Wibbeler, Osnabrück 1991.

Maria Mies, Köln

Prof. Dr. Maria Mies (geb. 1931) studierte Soziologie und Ethnologie an der Universität Köln. Sie promovierte (1971) mit einem Thema über indische Frauen und Patriarchat. Von 1971 bis zu ihrer Emeritierung 1993 lehrte sie Soziologie am Fachbereich Sozialpädagogik der Fachhochschule Köln.

Wichtigste Publikationen: *Frauen, die letzte Kolonie* (zus. mit Bennholdt-Thomsen u. v. Werlhof, 1983), *Patriarchat und Kapital* (1988) *Ökofeminismus* (zus. mit V. Shiva) 1995, und *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive* (zus. mit Veronika Bennholdt-Thomsen, 1997).

Historiker?

Wenn man als Historiker mit seiner eigenen Geschichte konfrontiert wird, kann man so manche Überraschung erleben. So erging es mir, als ich vom 18. bis 20. Dezember an der Uni Lausanne an einem Kolloquium zum Thema «Internationale Brigaden – Zwischen revolutionärer Solidarität und der Politik der KOMINTERN» teilnahm.

Liess schon der Titel einiges erwarten, so waren die der Referate noch signifikanter und zeigten schon die Stossrichtung, «Scherbengericht über die Internationalen Brigaden», an.

Es war also kein Wunder, dass Adelina Konratieva, welche als 17jähriges Mädchen während des Bürgerkrieges in Spanien als Dolmetscherin tätig war, am Ende des ersten Kolloquiumtages feststellte, dass sie in den letzten dreissig Jahren in der Sowjetunion und im neuen Russland das Wort NKWD und GPU nie so oft gehört habe wie am Nachmittag des 18. Dezember 1997 in Lausanne.

Nun gibt es für mich keinen Zweifel, dass Stalin und seine verbrecherische Politik ein grosses Unglück für die Arbeiterbewegung und, wie wir heute an der Entwicklung der Weltpolitik feststellen können, für die gesamte Menschheit war.

Sein «langer Arm» reichte leider auch bis nach Spanien. Er war aber «Gott sei Dank» nicht so lang, wie manche Historiker das in Lausanne darstellen wollten.

Es gab diesbezüglich auch einen gehörigen Unterschied innerhalb der verschiedenen Brigaden.

Ohne mich jetzt in eine Klassifizierung einlassen zu wollen, möchte ich doch feststellen, dass die Kaderpolitik der KPÖ und somit das Klima im österreichischen Bataillon sicherlich eine andere Qualität als in den drei anderen Bataillonen der Brigade hatte.

In unserem, dem österreichischen Bataillon, wurde auch niemand wegen «politischer Abweichungen» physisch liquidiert.

Alle Offiziere und Politkommissare, sei es, dass sie aus der Sowjetunion oder aus Österreich nach Spanien gekommen waren, waren «Neo-Kommunisten» oder «Austro-Marxisten».

In ihren «Caracteristicas» gab es keine Hinweise auf Fraktionskämpfe, wie sie sich in der KPD vor der Machtergreifung Hitlers abgespielt hatten und die in diesen «Dienstbeschreibungen» ihren Niederschlag fanden. Für mich sind sie nur ein Zeichen, wie unsinnig eine Kaderpartei ist.

Ich musste auch in Lausanne feststellen, dass besonders die Berufshistoriker des deutschen Sprachraumes – nach der Devise: jedes Jahr zwei Bücher – ausgezeichnete Abschreiber, aber weniger gewissenhafte Forscher sind. Oder mit anderen Worten, in ihren Werken kommt weniger die Qualität der Forschung, aber umso mehr die der Polemik zum Tragen.

Bis zum Überdruss wurde die Floskel «die Archive im Osten waren für uns geschlossen», verwendet.

Jetzt, wo sie offen und zugänglich sind, werden die dort aufliegenden Zahlen angezweifelt!

Geistert nicht heute noch die Zahl von 5'000 Deutschen, von denen 3'000 gefallen wären, herum?

Die Zahl von 2'318, welche im IfGA – ZPA – SED – I 2/3/85, heute Bundesarchiv Koblenz, aufliegt, spricht eine andere Sprache, wird aber ignoriert.

Die 3'000 Toten reduzieren sich bei einer, für ganz Deutschland von der ehemaligen Spanienkämpferorganisation der DDR, am 30. Oktober 1989, erstellten Totenliste auf 663. Bei der Analyse dieser Liste stellte ich fest, dass bei mindestens 115 der Angeführten der Tod nicht in Spanien erfolgte.

Und diese Schlamperei zieht sich durch die meisten Arbeiten deutscher Historiker und deren Werke über den Spanischen Bürgerkrieg.

Es ist mir unverständlich, wie ein Patrik von zur Mühlen in seinem hochgelobten Buch «Spanien war ihre Hoffnung» schreiben kann, dass der «Zweite Einsatz», bezogen auf die Zahl der daran beteiligten Ausländer, mehr Verluste gefordert hat als der ganze Einsatz der Freiwilligen zuvor» und «die XI. Brigade sogar noch einen beträchtlichen Teil ihrer alten Stärke» erreichte.

Wir Österreicher hatten einen Toten, Gottfried Schweiger, und bei den Deutschen fielen Ernst Blank (Karl Thoma) und Jean Jager bei Granollers und Werner Hermlin ertrank einige Tage später, bei Verges, im Rio Ter.

Teilgenommen an diesem Einsatz, über dessen Sinnhaftigkeit man geteilter Meinung sein kann, haben nicht 888 Deutsche, sondern 205 Deutsche und 275 Österreicher.

Tatsache ist auch, dass niemand dazu gezwungen wurde.

Ich, der ich fast zwei Jahre an der 11. Internationalen Brigade und dem Spezialbataillon der 35. Division teilgenommen habe, hatte in Lausanne das Gefühl, entweder in einem anderen Krieg, oder aber in einer anderen Einheit als der von den «Historikern» beschriebenen, gewesen zu sein.

Hans Landauer, Wien

Widerspruch 34

Sozialdemokratie oder ökosozialer Umbau?

Nach den Wahlerfolgen von Lionel Jospin und Tony Blair 1997 hat für Oskar Lafontaine, den SPD-Chef, ein «neues sozialdemokratisches Zeitalter begonnen», das auch die deutschen Bundestagswahlen im Herbst 1998 bestimmen wird. «Wird Europa sozialdemokratisch?» (NZZ) Mit den Chancen und Risiken einer modernisierten Sozialdemokratie, aber ebenso mit den Ansätzen eines ökozialen Umbaus befasst sich das neue WIDERSPRUCH-Heft.

Die sozialdemokratische Krisenpolitik der 70er Jahre hat, so *Heinz Kleger,* in Schweden, Grossbritannien und Deutschland unterschiedliche Strategien verfolgt, die auch heute neue Wege zwischen der keynesianischen Expansionspolitik von François Mitterand und der monetaristischen Austeritätspolitik von Margaret Thatcher eröffnen. Jospins Linksregierung stösst indessen, wie *Jochen Steinhilber* ausführt, mit ihrem Sozialpakt an ihre Grenzen, bedrängt vom Stabilitätszwang der europäischen Währungsunion auf der einen Seite und den sozialen Protesten im Lande auf der anderen. Die wirtschaftspolitischen Konzepte der SPD-Kandidaten Gerhard Schröder und Oskar Lafontaine nimmt *Michael Wendl* unter die Lupe. Was kann von ihrem Modernisierungskurs beschäftigungspolitisch erwartet werden? Für die Protagonisten der Zweiten Moderne, Anthony Giddens und Ulrich Beck, entsteht mit Blairs New Labour ein neues Koordinatensystem für die europäische Linke: eine radikale Politik der Mitte – jenseits von links und rechts. Das Dilemma von New Labour zeigt sich nach *Joachim Bischoff* in der Verteilungs- und Sozialpolitik. Und wie *Stefan Howald* berichtet, formiert sich gegen Blairs Pläne die linke Opposition. Für *Alex Demirovic* bleiben in Giddens' Überlegungen zur Neuorientierung der Sozialdemokratie, die auf neue politische Kompromisse baut, die konkreten Risikolagen der Modernisierungsverlierer ausgeblendet.

Auch die Grünen kommen im Zeitalter der Globalisierung nicht darum herum, die Gewichtung ihrer politischen Themen zu überdenken: Keine Ökologie ohne eine auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Wirtschafts- und Sozialpolitik, so fordert *Thomas Heilmann.* Und im Gegensatz zu pragmatischen Tendenzen unter den deutschen Bündnisgrünen, die auf die Innovationskraft der Märkte setzen, umreisst *Frieder Otto Wolf* die gesellschaftspolitischen Kernpunkte eines ökozozialen Umbaus.

Möglichkeiten zur Überwindung der kapitalistischen Arbeits- und Lohngesellschaft sieht *André Gorz* in der Mehrfachtätigkeit, in einer Kulturgesellschaft mit ihren vielfältigen Arbeitsverhältnissen. Eine grundlegende Neuorientierung skizziert *P.M.* mit seiner planetarischen Alternative der Lebenserhaltung und Selbstversorgung. Die Zeit für die Rückgewinnung selbstbestimmter sozialer Beziehungen ist gekommen. Sollte, wie *Michael R. Krätke* vorschlägt, nicht nur das Steuer- und Sozialversicherungssystem reformiert, sondern der Sozialstaat insgesamt sozialisiert werden? Im globalen Kapitalismus muss nach *Hans Schäppi* und *Walter Schöni* auch die Gewerkschaftspolitik ihren Handlungsspielraum neu definieren, wenn sie denn einen sozial-ökologischen Grundkonsens festigen, an arbeits- und sozialpolitischen Regulierungen festhalten und als soziale Bewegung auf transnationaler Ebene stärker werden will.

Von der Sozialdemokratisierung oppositioneller Politik und ebenso von revolutionärer Machteroberung unterscheidet sich die Aufstandsbewegung der mexikanischen Zapatisten. Ungewiss ist für *Anne Huffschmid,* ob ihre neuen Vernetzungs- und Kommunikationsstrategien genügen werden, um eine Zivilgesellschaft in Chiapas aufzubauen und sich der drohenden Staats- und Militärgewalt zu entziehen. In Brasilien führt die Landlosenbewegung MST bereits einen jahrelangen Kampf für die Agrarreform; ihre Konflikte und Perspektiven erörtert *Helmut Thielen.* Am Zusammenhang von Frauen, Wissenschaft und Natur zeigen sich, so Claudia von Werlhof, die fatalen Irrtümer und Folgen der Emanzipationsthese: Es herrscht Techno-Faschismus, an dem sich auch Frauen theoretisch und praktisch beteiligen. Gegenüber der partriarchalen Totalwissenschaft der Bio- und Gentechnologie plädiert sie für ein frauenorientiertes Wissenschaftsverständnis, für einen neuen Natur- und Geschlechterbegriff.

Marginalien, Rezensionen zum Themenschwerpunkt und die Zeitschriftenschau schliessen das umfangreiche Heft ab.

Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, ZH

Stiftung Salecina / Fondazione Salecina, 7516 Maloja

Verstrickungen – Geschichte und Verantwortung. Die Schweiz und ihre Nachbarn im 2. Weltkrieg.

Pfingstseminar der Geschichtswerkstätten und alternativen Archive: 31. Mai bis 6. Juni 1998



Foto: Olivia Heussler

Viele aktuelle Debatten der Geschichtswissenschaft werden auch heute noch von den Folgen des Nationalsozialismus und des 2. Weltkriegs bestimmt.

In Deutschland und Österreich hat die Ausstellung «Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944.» einen Nerv getroffen. Sie zwingt die öffentliche Diskussion, fünfzig Jahre nach Kriegsende, der Realität ins Auge zu sehen und sich von der Legende der «sauberen Wehrmacht» zu verabschieden. Die nichtgeleistete Entschädigung für Opfer des Nationalsozialismus in den Ostblockstaaten gehört ebenfalls zu den heutigen Debatten.

In Frankreich hat u.a. der «Papon-Prozeß» die Frage nach dem Ausmaß der Kollaboration wieder aufbrechen lassen und in Italien hat eine erneute Diskussion über die Faschismuserfahrung als Problem der italienischen Zeitgeschichte eingesetzt.

Neben den besetzten sind die neutralen Staaten, allen voran die Schweiz, seit einem Jahr zum ersten Mal im Visier einer breiten Öffentlichkeit. Die Goldgeschäfte der Banken, die wirtschaftliche Verflechtung der Rüstungsindustrie und die Verantwortung der Regierungen wird untersucht und Fragen von Schuld und Täterschaft haben nun auch diese Länder eingeholt.

Salecina ist ein Ort, wo sich europäische Linke seit 25 Jahren treffen. Wir denken, dass er sich daher besonders eignet, um über den nationalen Blickwinkel hinaus historische Verstrickungen zu thematisieren.

Seminarkoordination:

Brigitte Walz-Richter, Stiftung Studienbibliothek, Quellenstr. 25, Postfach, 8031 Zürich, Tel.: (0041)1-271.80.22, Fax: (0041)1-273.03.02.

Salecina
Jubiläums-Dokumentation
25 Jahre Bildungs- und Ferienzentrum Salecina, Maloja 1997
(zu bestellen unter
Tel: 081-824.32.39 oder
Fax: 081-824.35.75)

Förderverein der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich

Dr. Markus Bürgi

spricht zum Thema

Sozialdemokratie, Illegalität, Lockspitzel

Zürich als Stützpunkt der deutschen Arbeiterbewegung in den 1880er Jahren

Mittwoch, 24. Juni 1998, 20 Uhr, Rest. Cooperativo, Straaburgstr. 5, 8004 Zürich, Saal 1. Stock

Im Oktober 1878 trat im «Bismarck-Deutschland» das «Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie» in Kraft, besser bekannt als «Sozialistengesetz». Die darauf verstärkt einsetzende Repressionspolitik mit der Auflösung der politischen, gewerkschaftlichen und kulturellen Organisationen, dem Verbot von Zeitungen und Parteiliteratur und der Verhaftung und Ausweisung von Parteimitgliedern, zwang die Deutsche Sozialdemokratie, ihre politische und publizistische Tätigkeit weitgehend ins Ausland zu verlegen. Schon bald wurde Zürich zum wichtigen Stützpunkt. Hier konnte man Wilhelm Liebknecht, Eduard Bernstein, Karl Kautsky, Julius Motteler, Joseph Belli oder August Bebel begegnen. In Hottingen erschien von 1879–1888 der «Sozialdemokrat», das Zentralorgan der Partei, und seit 1882 im «Verlag der Volksbuchhandlung» politische Literatur, die mit der ebenfalls von Hottingen aus organisierten «Roten Feldpost» nach Deutschland geschmuggelt wurde. Dies war u.a. möglich dank der Unterstützung liberaler Freunde. Sie konnten aber nicht verhindern, dass 1888 Redaktion und Verlag des «Sozialdemokrat» durch den Bundesrat auf Druck Bismarcks ausgewiesen wurden, nachdem August Bebel und Paul Singer im Deutschen Reichstag das Treiben deutscher Polizeispitzel in der Schweiz aufgedeckt hatten.

Ausgehend von einer Postkarte aus dem Jahre 1888 unternehmen wir mit Markus Bürgi eine historische Exkursion. Wir begegnen Personen und Orten und lernen die Hilfestellung der schweizerischen Arbeiterbbewegung für die deutsche Partei kennen. Wir erfahren, wie die Ereignisse von 1888 Einfluss auf die 1889 geschaffene Politische Polizei genommen, aber auch Auswirkungen auf die schweizerische Neutralitätspolitik gehabt haben. Schliesslich erhalten wir Einblicke in die Arbeitsweise eines Historikers.

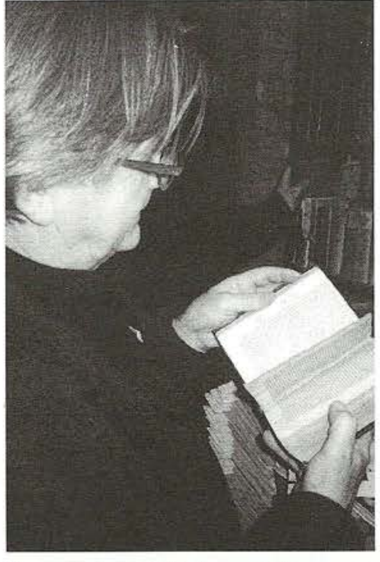
Dr. Markus Bürgi veröffentlichte 1996 eine Untersuchung über die Anfänge der Zweiten Internationale von 1889–1893. Er ist Mitarbeiter am Historischen Lexikon der Schweiz und arbeitet zur Zeit an der Veröffentlichung des internationalen Briefwechsels von Wilhelm Liebknecht.

Vor dieser Veranstaltung findet um 19 Uhr die Generalversammlung des Fördervereins statt.

Traktanden:

1. Protokoll der GV vom 18. Juni 1997
2. Jahresbericht
3. Jahresrechnung
4. Revisorenbericht
5. Mitgliederbeitrag 1999/ Spenden
6. Wahlen
7. Anträge
8. Varia

Bitte die Mitgliederbeiträge 1998 mit beigelegtem Einzahlungsschein einzahlen.



Herzlichen Glückwunsch
Franz Schumacher
zum 65. Geburtstag

AZB 8031 Zürich
PP/Journal CH 8031 Zürich
Retouren: Studienbibliothek, Postfach 2127, CH 8031 Zürich

Impressum
Hrsg. Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Bulletin der Mitglieder des Fördervereins. Erscheint 4x jährlich

Quellenstrasse 25
Postfach 3312
8031 Zürich
Telefon 01 271 80 22
Fax 01 273 03 02

Redaktion:
Brigitte Walz-Richter
Manfred Vischer
Gestaltung:
Rolf Schmid

Druck:
W. Sollberger
Guthirtstrasse 10
8037 Zürich

Auflage: 2000 Ex.

Hinweis

Öffnungszeiten Bibliothek:

Di, Mi, Fr	**9.00–13.00 Uhr**
	14.00–18.00 Uhr
Do	**9.00–13.00 Uhr**
	14.00–19.00 Uhr

Mo auf tel. Anfrage